

1968

Die schwere Eichentür fiel mit einem dumpfen Rumms ins Schloss und gab ihm das wahrscheinlich trügerische Gefühl, in Sicherheit zu sein. Doch mit dem Lärm und den möglichen Gefahren hatte er auch die Sonne und das Vogelzwitschern ausgesperrt.

Kühl und still lag die große Eingangshalle lauernd vor ihm. Er atmete den leicht muffigen Geruch ein, der alte, schlecht gelüftete Häuser auszeichnet.

Auf seinem Schulweg hatten ihm Hans und seine Bande sein Fahrrad klauen wollen, doch zum Glück war er schneller gewesen und ihnen davon geradelt.

Zuhause. Er ließ seinen Schulranzen fallen und schlich die geschwungene Treppe hinauf. Er zählte die schwarz-weiß gemusterten Kacheln an der Wand, 36 weiße und 35 schwarze.

Oben bewegte er sich vorsichtig über den alten Läufer. Er wollte sie nicht wecken. Oft ruhte sie sich über Mittag aus. Wovon genau sie sich ausruhte, wusste er nicht.

Das Gefühl zu stören, nicht willkommen zu sein, war ihm zur zweiten Natur geworden. Dadurch fühlte er sich befähigt, wie ein Schatten still und unauffällig durchs Haus zu gleiten, ohne dass seine Eltern ihn bemerkten.

Lange hatte ein Kindermädchen mit ihnen im Haus gelebt. Sie hatte sich um ihn und Marie gekümmert. Doch sein Vater war nun der Ansicht, dass es der Mutter guttäte, wenn sie sich wieder selbst um ihre Kinder kümmerte.

Er spähte vorsichtig durch den Spalt der halb geöffneten Schlafzimmertür. Die schweren Vorhänge waren zugezogen und sperrten das helle Sonnenlicht aus.

Sie mochte kein Licht; Mutter zog es vor, im Schatten zu leben. Unter dem dünnen Laken zeichnete sich deutlich ihre schmale Silhouette ab.

So leise er konnte, näherte er sich der schlafenden Gestalt. Sie lag auf dem Rücken, den Mund leicht geöffnet. Er fand sie wunderschön. Wenn er seine Mutter mit den Müttern seiner Klassenkameraden verglich, war sie eine Prinzessin, nein, eine Königin. Die anderen hingegen wirkten wie Bäuerinnen, grobschlächtig, wirsch, laut. Sie erschien ihm wie ein Wesen aus einer anderen Welt.

Als stiller Beobachter neben seiner schlafenden Mutter zu stehen, erzeugte ein Kribbeln in der Bauchgegend. Wenn sie jetzt aufwachte und ihn bemerkte, würde es sicher Ärger geben.

Seine Augen ruhten auf ihrer Brust. Atmete sie noch?

Er runzelte nachdenklich die Stirn. Es war sehr ruhig im Haus, wo war seine kleine Schwester?

Er stand noch eine Weile bewegungslos neben der schlafenden Mutter.

Am schönsten war sie, wenn die Augen geschlossen waren und sich keine Traurigkeit in ihnen spiegelte.

Ihre Haare waren schwarz und ihre Lippen rot, die Haut blass und ebenmäßig – als wäre sie einem Märchenbuch entsprungen.

Er hob seine Hand und hielt sie seiner Mutter vor die Nase, spürte den warmen Atem auf seiner Haut.

»Was tust du da, Sohn?«

Er erschrak heftig, denn sein Vater stand mit Marie im Arm in der Tür und beobachtete ihn.

»Ich, ich tue nichts.«

»Nimm Marie. Ich muss in die Praxis.«

Sein Vater wartete nicht auf eine Reaktion, sondern drückte ihm das Kind in den Arm und ging.

Marie wog schwer. Er schwieg, hielt seine Schwester ganz fest und ging in ihr Kinderzimmer, wo er sie auf dem weichen Teppich absetzte.

Versonnen beobachtete er, wie sie auf ihren kurzen dicken Beinchen unsicher, aber hoch ambitioniert durch den Raum wackelte. So stand er eine Weile da und sah ihr einfach zu, bis ihm ein kühler Luftzug verriet, dass sich jemand zu ihnen gesellt hatte.

»Hier seid ihr.«

Er drehte den Kopf. Seine Mutter, schön wie ein Engel, stand hinter ihm. Ihr langes schwarzes Haar wirkte wie ein dunkler Schleier, glatt und glänzend. Ihre Augen lagen tief in den Höhlen.

Sie so zu sehen, verursachte ein schmerzhaftes Ziehen in der Herzgegend. Er hatte Angst um seine Mutter. Angst davor, sie könne ihn mit seinem Vater alleine zurücklassen.

Eine glückliche Mutter gab es für ihn nicht. Seine Mutter richtete keine Kindergeburtstage aus. Sie erschien bei keinem Basar, backte keine Kuchen für wohlthätige Veranstaltungen, hielt keine Kaffeekränzchen ab und tat auch sonst nichts, das Spaß machte oder Freude versprach.

Wie die leere Hülle einer Puppe, ohne jede Regung; das Leben zog an ihr vorbei.

Seine Schwester ahnte von all dem noch nichts. Als sie ihre Mutter erblickte, kam sie freudestrahlend auf sie zu getapst und hielt dabei eine Puppe jauchzend hochgestreckt.

»Dada.« Sie schlang ihre kleinen, runden Ärmchen um die bleichen Beine ihrer Mutter.

Keine Reaktion.

Er erhob sich und eilte zu den beiden. Zog seine Schwester von der Mutter fort. Das passte der Kleinen gar nicht. Sie begann zu weinen.

»Psst, Marie. Nicht. Mama kann jetzt nicht. Sie hört dich nicht.«

Sein Blick huschte zu ihr. Er war unsicher. Seine Mutter schwankte nun wie ein Grashalm im Wind, das Gesicht starr, die Augen auf einen Punkt außerhalb seines Blickfeldes gerichtet.

Marie steigerte sich jetzt erst recht in ihre Wut hinein und schrie immer lauter.

Seine Mutter langte wie in Trance in die Tasche ihres Bademantels.

Hoffnung kam auf. Ein Bonbon wäre ein Anfang, das würde bedeuten, sie tat etwas, was Erwachsene taten, wenn kleine Kinder weinten.

Doch als er erkannte, was sie aus der Seitentasche zog, stockte ihm der Atem.

Langsam setzte sie sich in Bewegung, jeder Schritt wie in Trance. Unaufhaltsam. Alle Geräusche schienen plötzlich fort, nur noch das Ticken der großen Standuhr im Flur nahm er wahr. Tick, tack – tick, tack.

Was seine Augen sahen, drang nicht bis zu seinem Gehirn durch.

Jemand schrie. War er das?

Er wollte wegrennen, doch sein Körper schien nicht mehr auf das zu hören, was sein Gehirn befahl. Er wollte, dass seine Füße sich bewegten, doch sie taten es nicht.

Dann wandte seine Mutter sich zu ihm um – ihr sonst so wunderschönes Gesicht wirkte wie die Fratze eines Ungeheuers.

Endlich gehorchten seine Beine wieder. Er drehte sich zur Tür und rannte.

Kapitel 1

Elli stand in ihrer neuen Bleibe und sah sich um. Ihre paar Habseligkeiten hatte sie in einem Schwung mitnehmen können, es war nicht viel. Sie trat an eines der Fenster, die zum Speyerbach hinausgingen, dann schlang sie ihre Arme um sich und fröstelte. Ende August war sie ins Krankenhaus gekommen. Jetzt war bereits Anfang Oktober. Wie die Zeit verging! Die Natur begann, sich auf den Winter vorzubereiten. Der Herbst färbte die Blätter in wunderschöne Gold- und Rottöne, dicke Wolken zogen am Himmel entlang. Es schien wie eine Fügung des Schicksals, dass die Tante ihres Kollegen Adam Flick eine ausgebaute und möblierte Garage besaß, die genau zum richtigen Zeitpunkt noch zu haben war. Und das mitten in Speyer! Vorhin hatte sie Andrea Baumgärtner kurz zur Schlüsselübergabe gesehen. Sie wollte gleich vorbeikommen.

In Schifferstadt hatte Elli sich bis zu den grauenvollen Ereignissen im August eigentlich sehr wohl gefühlt. Doch der Umzug nach Speyer kam ihr nun nicht ungelogen. Jessicas Haus stand, soweit sie wusste, zum Verkauf, und sie hätte sich um nichts auf der Welt mehr dort aufhalten wollen, zu schwer wogen die Erinnerungen an jene Zeit voller Enttäuschungen.

Ein leises Klopfen an der Haustür riss sie aus ihren Gedanken.

»Ja, komme!« Sie wandte sich vom Fenster ab, ging zur Tür und öffnete sie. Sie spürte eine leichte Bewegung an ihren Beinen und sah an sich hinunter. Eine Katze rieb sich an ihr.

Vor ihr stand Andrea Baumgärtner, freundlich lächelnd. »Liebe Elli, ich will nicht

lange stören. Ich darf doch Elli sagen?«

»Ja, sicher.« Elli blieb in der Tür stehen und wartete, was ihr Gegenüber auf dem Herzen haben könnte.

»Ich wollte Sie offiziell recht herzlich bei mir willkommen heißen. Darf ich kurz reinkommen? Stört es Sie, wenn meine Susi mitkommt? Sie begleitet mich gerne.«

Elli nickte und machte ihr Platz, sodass Andreas kleine, runde, ins Übergewichtige gehende Figur bequem durch die Tür passte. Dann stand sie etwas unbeholfen mitten im Raum und nestelte an ihrem weiten Oberteil herum.

Andreas Haar war nicht ganz so rot wie das ihres Neffen Adam, den man wie einen Feuermelder schon von Weitem erkennen konnte. Sie hatte schulterlange rotbraune Locken und trug eine unauffällige randlose Brille auf einer kleinen Stupsnase.

»Ja, wo fange ich an. Also, ich habe Ihnen das Bett gestern Abend schon bezogen, ich wusste ja nicht, wann genau Sie heute eintreffen werden. Das Schlafzimmer befindet sich hinter dieser Tür im hinteren Bereich.« Sie ging zu der Tür, die sich am Ende des großen Raumes befand und öffnete sie. Elli sah brav hinein und nickte. Natürlich hatte sie das Schlafzimmer schon gesehen. Die Schokolade, die ihr Andrea aufs Kopfkissen gelegt hatte, war bereits halb verdaut.

»Handtücher sind in dem kleinen Schränkchen neben dem Waschbecken. Ich zeige Ihnen eben alles, dann wollen Sie sicher wieder Ihre Ruhe, nicht wahr?« Sie ging voraus. Das kleine Bad befand sich direkt neben dem Schlafzimmer, mehr Räume gab es nicht.

Vor dem Badezimmer blieben sie stehen.

Etwas umständlich griff Andrea mit einer Hand um die Ecke. »Hier ist der Lichtschalter, etwas versteckt, sehen Sie?«

Das Licht im Bad ging hektisch an und aus, bevor es sich beruhigte und angenehmes Licht den kleinen Raum erhellte.

Elli nickte. Sie fand es sehr nett von Andrea, ihr alles zu zeigen, wünschte sich aber gleichzeitig, dass es schnell vorbei sein möge; sie merkte, wie die Luft um sie herum immer dünner wurde.

Seit den schrecklichen Ereignissen in der Hütte im Wald versuchte sie, sich nicht

in diese Ohnmacht hineinzusteigern, doch leider gelang ihr das nur selten – oder eher nie.

Sie wollte nicht, dass Andrea etwas von ihrem inneren Kampf mitbekam. Schon während ihres Klinikaufenthaltes hatte sie versucht, der Psychologin nicht allzu viel von ihrem Innenleben preiszugeben; sie wollte so schnell wie möglich wieder arbeiten. Ihrer Meinung nach war Arbeit die einzige und daher beste Medizin für sie. Was brachte es, wenn sie sich ständig an das Geschehen erinnerte. Was sollten Tabletten bringen, die sie lediglich betäubten und in Wahrheit am Leben hinderten? Elli hatte das Gefühl, sie drehte sich durch das Nichtstun nur im Kreis. Die Arbeit als Hauptkommissarin in Ludwigshafen würde sie wieder auf die richtige Bahn bringen.

»... und einen Stadtplan habe ich Ihnen auch hingelegt, sehen Sie?« Andrea hatte sich mittlerweile schnaufend neben ihrer Katze auf dem geblühten Sofa niedergelassen und griff nach dem Stadtplan, der vor ihr auf dem Wohnzimmertischchen lag.

»Sie werden sehen, Speyer ist wunderschön. Nicht umsonst besuchen uns Touristen aus aller Welt. Leider bin ich schlecht zu Fuß, aber es gibt sehr interessante Stadtführungen. Dort erfahren Sie alles Wissenswerte. Dieser Ort ist sehr geschichtsträchtig.«

Elli wusste nicht so recht, was sie darauf sagen sollte, deshalb nickte sie nur beiläufig. Außerdem versuchte sie, sich auf das Atmen zu konzentrieren. Es war wie verhext. Je mehr sie einatmete, desto mehr hatte sie das Gefühl, die Luft reiche nicht aus.

Wie durch Watte hörte sie Andrea munter weiterplappern. Elli atmete behelfsweise in ihre Hände. Das hatte sie schon getestet, manchmal half es.

Doch diesmal war es zu spät. Ein Strudel aus ihrem ganz persönlichen Albtraum zog sie unaufhaltsam hinab in die Tiefe ihrer größten Seelenqualen.

Sie befindet sich wieder in der Hütte im Wald. Sie ist nackt und kauert in einer Ecke. Anna liegt fixiert und ebenfalls nackt auf einem Tisch vor ihr. Ihr Kopf ist zur Seite

gefallen; Annas hervorquellende Augen starren sie vorwurfsvoll an. Das rechte Augenlid zuckt, sie lebt noch!

Es ist furchtbar heiß und stickig. Elli bekommt keine Luft. Sie will aufstehen und gehen. Sie weiß, wenn sie es nicht tut, ist das Annas und ihr Todesurteil. Aber sie kann nicht. Ihre Beine gehorchen ihr nicht. Tränen laufen über ihr Gesicht, sie will nicht sterben. Ich muss Anna retten!

Panik! Ihr Herz droht, ihren Brustkorb zu sprengen, so stark und schmerzhaft schlägt es gegen die Rippen. Hohe Flammen steigen vor ihr auf, greifen mit gierigen Klauen nach ihr, mittendrin erscheint plötzlich eine grauenvolle Fratze. Sie lacht. Schrill, laut, hässlich. Das Ungeheuer aus Feuer und Flammen kommt näher und näher. Die heißen Klauen greifen nach ihr, als wollten sie mit ihr spielen, aber es ist kein Spiel. Sie nähern sich unaufhaltsam. Luft ... keine Luft ... sie erstickt und verbrennt gleichzeitig!

Elli schlägt um sich und schreit sich die Seele aus dem Leib. Sie verbrennt und versucht, die Flammen von ihrem Körper zu schlagen, aber es ist aussichtslos. Sie krümmt sich, sie macht sich ganz klein. Schon wieder muss ich sterben, fährt es ihr durch den Kopf.

Dann ist es still.

Sanfte Hände streichelten beruhigend und kühl über ihre heißen Wangen. Wie durch Watte hörte sie eine Stimme auf sich einsprechen.

Elli zitterte am ganzen Leib, langsam, ganz langsam kam sie wieder zu sich. Sie spürte, wie ihr jemand eine warme Decke um die Schultern legte.

Sie sah sich vorsichtig um und stellte überrascht fest, dass sie auf dem Boden vor dem geblühten Sofa saß.

»Was ...?«

Wie war sie nur dorthin gekommen? Sie drehte den Kopf vorsichtig zur Seite und blickte in das besorgte Gesicht von Andrea Baumgärtner.

Mit kühlen Fingern streichelte sie beruhigend über Ellis Handrücken.

»Ach, Kindchen, ach Kindchen, was wurde Ihnen nur angetan?«

Elli fühlte sich nicht in der Lage, etwas zu sagen, und verharrte zitternd und

schluchzend auf dem Boden.

»Ich mache Ihnen einen heißen Kamillentee, aber zuerst helfe ich Ihnen auf. Moment.« Andrea erhob sich und griff Elli unter den Arm. »Ich halte Sie ...«

Vorsichtig half sie Elli, sich auf das Sofa zu setzen.

»Sehen Sie?« Sie stemmte zufrieden ihre Hände in die Hüfte. »Und nun mache ich Ihnen den versprochenen Tee.«

Elli sah ihr nach, wie sie zu der kleinen Küchenzeile am anderen Ende des Raumes ging und geschäftig mit einer Kanne und Wasser herumhantierte.

Verdammt. Elli ärgerte sich. Das war jetzt das zweite Mal, dass sie solch einen Tag-Albtraum hatte, der auf Realem basierte. Beim letzten Mal war ihr das in der Klinik passiert, aber zum Glück so, dass es vom Personal niemand bemerkt hatte. Jetzt war es im Beisein von Adams Tante geschehen.

Wenn Adam davon Wind bekam, würde er sicherlich versuchen, sie davon zu überzeugen, dass sie nicht zu früh wieder in den Polizeidienst zurückkehrte.

Sie konnte die Sorgen der anderen nur sehr schwer ertragen. Sie wollte kein Mitleid, nein, sie wollte endlich ihr neues Leben leben.

Leben. Ellis Herz zog sich zusammen, und sie merkte, dass die verfluchte Luft wieder dünner wurde. Nicht noch einmal, schalt sie sich und erschrak, denn Andrea stand mit einem Mal vor ihr und sah sie an. Sie schien sie zu prüfen. Hatte sie gerade etwas gesagt? Elli blickte fragend zu ihr hoch.

»Ist alles in Ordnung, Elli? Sie sehen wirklich nicht gut aus. Soll ich zur Sicherheit nicht lieber einen Arzt rufen?«

»Nein, nein. Ich brauche keinen Arzt. Es geht mir gut.« Elli wurde kreideweiß bei der Vorstellung, was der Arzt ausrichten würde und welche Folgen das für die Rückkehr an den Arbeitsplatz haben könnte.

»Wirklich, es geht schon wieder. Ich brauche nur Ihren Kräutertee, der wird mir guttun.« Elli bemühte sich, diesem Satz eine betont enthusiastische Note zu geben.

Andreas skeptischer Blick sprach Bände, aber sie erwiderte nichts. Sie holte einen Becher Tee aus der Küche und stellte ihn vorsichtig vor Elli auf den Tisch.

»Danke. Es tut mir leid, wenn ich Ihnen Umstände gemacht habe. Es war ja

eigentlich nichts. Bald kann ich wieder arbeiten, das wird mich ablenken.«

Andrea setzte sich schwerfällig auf den gegenüberstehenden Sessel und kraulte nachdenklich ihre schlafende Katze.

»Elli, ich kann gut verstehen, dass Sie wieder in den Dienst wollen, aber halten Sie das im Moment für eine gute Idee?«

Elli starrte trotzig vor sich hin.

Schnell sprach Andrea weiter: »Ich will mich natürlich nicht einmischen und es geht mich selbstverständlich nichts an.«

Elli seufzte: »Ich kümmere mich darum, versprochen.«

Andrea lächelte. »Gut, und nun trinken Sie Ihren Tee, solange er noch heiß ist.«

Elli nahm einen kleinen Schluck unter dem zufriedenen Blick von Andrea. Und tatsächlich, es tat ihr gut, wie die warme Flüssigkeit sie von innen wärmte.

Elli hoffte, dass Andrea nun gehen würde. Doch die machte keinerlei Anstalten zu verschwinden und blieb bequem im Sessel sitzen. Die Katze lag mittlerweile zusammengerollt auf ihrem Schoß.

»Wissen Sie, seit mein Mann Kurt weg ist, läuft es in meinem Leben sehr viel besser. Nun bin ich mein eigener Herr. Mein Sohn Max wohnt noch bei mir, den lernen Sie sicher bald kennen. Er ist schon siebzehn und braucht mich nicht mehr ständig um sich, so habe ich viel Zeit für mich.«

Elli versuchte zuzuhören, aber es fiel ihr schwer, sich zu konzentrieren. Ihre Gedanken schweiften ab, ohne dass sie etwas dagegen tun konnte.

Welcher Wochentag war heute noch gleich? Seit den traumatischen Ereignissen hatte sie jedes Zeitgefühl verloren. Ihr fehlten der Alltag, ihre Arbeit und ihre Kollegen.

Verdammt!

»Mein Ex war kein guter Ehemann. Er gehört zu den Menschen, die alles kontrollieren müssen. Als er anfang zu trinken, war es mit seiner Selbstbeherrschung vorbei. Erst jetzt, wo wir getrennt sind, frage ich mich, warum ich mir das so viele Jahre angetan habe. Kennen Sie das nicht auch?«

»Wie meinen Sie das? Ich bin nicht verheiratet.«

Michael hatte sie schließlich nie gefragt – und jetzt war es zu spät. Vergangenes

ließ sich nicht mehr rückgängig machen. Er fehlte ihr irgendwie, trotz all dem, was er ihr angetan hatte. Sie schob dieses Gefühl schnell auf die Gewohnheit, alles andere wäre für sie inakzeptabel. Sie verachtete Frauen, die sich von ihren Männern schlecht behandeln ließen und dann trotzdem immer wieder zu diesen Kerlen zurückkehrten, weil ... ja, warum eigentlich? Egal, sie gehörte jedenfalls nicht zu diesem Typ Frau, Michael war lediglich eine Erinnerung, die mit der Zeit immer mehr verblassen würde.

Sie dachte an ihre Kollegen Tom und Adam, die mittlerweile so etwas wie Freunde für sie geworden waren. Adam hatte es mit seiner charmanten und manchmal auch naiven Art mitten in ihr Herz geschafft, obwohl sie bisher noch nicht lange zusammengearbeitet hatten. Und Tom, der wundervolle Tom, der nur wegen ihr immer noch im Koma lag! Den vermisste sie mehr, als sie für möglich gehalten hatte. Dabei hatten sie noch nicht einmal die Chance gehabt, sich richtig kennenzulernen.

Zu dem Zeitpunkt hatte niemand ahnen können, mit wem sie es in Wahrheit zu tun gehabt hatten. Außerdem war Tom davon ausgegangen, dass seine Kollegen in wenigen Minuten zu ihm aufschließen würden. Sein oberstes Ziel war es gewesen, sie und Anna aus den Händen des Psychopathen zu befreien. Hätte er mehr Zeit gehabt und die richtigen Fragen gestellt, wäre er sicher nicht so leicht in die Falle getappt. Doch so hatte er sich nichts ahnend die steile Treppe hinunter vorgetastet. Der heimtückische Stoß war von hinten gekommen. Sein Kopf musste mit voller Wucht auf etwas Hartes aufgeschlagen sein.

Nach Auskunft der Ärzte hatte sich Tom ein schweres Schädel-Hirn-Trauma zugezogen und diverse Rippen- und Knochenbrüche. Er lag jetzt schon seit mehr als vier Wochen im Krankenhaus. Zu allem Übel hatte er sich vor zehn Tagen zusätzlich eine Lungenentzündung eingefangen – eine häufige Komplikation bei Koma-Patienten.

Vorsichtig nahm sie noch einen Schluck des dampfenden Tees.

Andrea sprach immer noch: »... in der Arbeit habe ich auch niemanden zum Reden, es ist wirklich schön, dass Sie jetzt da sind. Wir können uns gegenseitig helfen. Wir Frauen verstehen einander doch am besten, nicht wahr?«

Es reichte ihr jetzt. Bevor Andrea gleich noch mit ihr Schwesternschaft trinken wollte, musste sie die Reißleine ziehen. »Seien Sie mir bitte nicht böse, aber ich möchte mich gerne etwas hinlegen.«

Als sie Andreas erschrockenen Gesichtsausdruck sah, bekam sie ein schlechtes Gewissen. »Wir können unser Gespräch gerne ein anderes Mal fortsetzen.«

Andrea stieg eine leichte Röte ins Gesicht. »Oh, wie rücksichtslos von mir. Ich vergaß, Sie brauchen selbstverständlich Zeit für sich. Wenn ich einmal anfangen zu reden, bin ich kaum zu stoppen. Früher konnte ich nie über mich und mein Leben sprechen, doch seit der Selbsthilfegruppe für Gewaltopfer habe ich nicht nur gelernt, alles zu sagen, was mir auf der Seele brennt, sondern auch großen Nachholbedarf.« Sie kicherte verlegen.

Dann erhob sie sich von dem Sessel und ging Richtung Ausgang, gefolgt von ihrer Katze. An der Tür drehte sie sich noch einmal zu Elli um.

»Wenn Sie Hilfe brauchen oder Fragen haben, bitte scheuen Sie sich nicht, bei mir zu klingeln. Einen schönen Abend wünsche ich Ihnen.«

Erleichtert hörte Elli die Tür ins Schloss fallen.

Endlich Ruhe.

Es war zum Verzweifeln! Natürlich meinten es alle nur gut mit ihr, aber das Verhalten aller in ihrem Umfeld erinnerte sie ständig daran, dass etwas Schreckliches geschehen war.

Und immer wieder dieselben Fragen: Wie geht es dir? Hast du Alpträume? Warst du noch mal beim Arzt? Nimmst du auch deine Medikamente?

So lautete, zu allem Übel, der Lieblingssatz ihrer Mutter. Wahrscheinlich, weil sie selbst vom Rest der Familie ständig dasselbe gefragt wurde. Zum Glück wohnten ihre Lieben gute drei Stunden von ihr entfernt in Gummersbach.

Ihre Eltern hatten sie so oft es ging während ihres mehrwöchigen Krankenhausaufenthaltes besucht. Genau genommen – ein Mal. Mehr wäre für Elli nicht zu ertragen gewesen.

Sie mochte es nicht, im Mittelpunkt zu stehen, was möglicherweise an ihrem Unvermögen lag, Gefühle zuzulassen oder gar zu zeigen. Sie wusste, dass sie in der

Vergangenheit viel falsch gemacht hatte. Nun hatte sie die Chance auf ein zweites Leben und darauf, alles besser zu machen. Wie genau das aussehen sollte, wusste sie noch nicht.

Ihre Mutter war hochofregt über den Ortswechsel nach Speyer gewesen.

»Das ist ja wunderbar, mein Kind! Ich wollte schon immer nach Speyer. Den Dom, die Krypta mit den Kaisern, das Altpörtel besichtigen, ich weiß gar nicht, wo ich anfangen soll. Vielleicht kannst du demnächst ein gutes Hotel für uns auskundschaften, dann hast du auch gleich was Sinnvolles zu tun.«

Elli schüttelte sich bei der Erinnerung. Sie fühlte sich derzeit nicht in der Lage, sich mit ihren Eltern oder sonst jemandem zu beschäftigen.

Das Telefon klingelte. Elli sah auf das Display. Ihre Mutter. Wenn man an den Teufel dachte ... Am besten ging sie dran, dann hatte sie es hinter sich.

»Mama, was gibt's?«

»Kind, wie geht es dir? Ich habe schon gestern angerufen. Du warst weder am Telefon noch am Handy zu erreichen. Ist alles in Ordnung?«

»Es ist alles in Butter. Ich richte mich hier gerade ein und habe noch einiges zu tun.« Hoffentlich verstand ihre Mutter den Wink und fasste sich kurz.

»Ich muss immer an diese furchtbare Geschichte denken. Es lässt mir keine Ruhe. Erst gestern habe ich mich mit Frau Hausmann darüber unterhalten. Also, wirklich. Auch du hättest sterben können, nicht auszudenken!«

Hausmann ... in Ellis Erinnerung rührte sich etwas. Etwas tief Verschüttetes. Doch sie konnte es nicht greifen.

»Erinnerst du dich nicht mehr? Das war doch so furchtbar gewesen.« Sie machte eine theatralische Pause.

Elli wolle gerade nachhaken, da hatte ihre Mutter bereits das Thema gewechselt.

»Dein Bruder kommt dich besuchen. Wir können leider nicht. Aber bald.« Sie machte eine kurze Pause. »So, ich muss los, Schatz. Bin zum Brunch eingeladen. Melde dich mal. Ich mache mir doch immer solche Sorgen.«

»Mama, ich ...« Elli sah auf ihr Handy, aus dem nur noch ein Tuten zu hören war. Ihre Mutter hatte alles gesagt, was sie hatte sagen wollen. Das war typisch.

Elli schüttelte den Kopf. Wer brauchte schon solche Gespräche? Ihre Familie ging ihr trotz der Entfernung manchmal gehörig auf die Nerven. Jetzt musste sie noch den Besuch ihres Bruders überleben, dann hatte sie hoffentlich erst mal wieder ihre Ruhe.

Sebastian hatte sich bei ihr gerade erst sehr unbeliebt gemacht. Denn als sie ihren untreuen Freund Michael dieses Jahr verlassen hatte, riet ausgerechnet ihr Bruder ihr, diesem Mistkerl noch eine Chance zu geben. Eine Frechheit! Gut, er war einer seiner besten Kumpel, aber Blut war doch dicker als Wasser, oder?

Selbst ihre Mutter war ihr in den Rücken gefallen. »Betrogen hat er dich? Kind, sei nicht dumm, so sind Männer eben. Einen besseren Mann bekommst du nicht, also verzeih ihm und mach nicht so einen Aufstand.«

Ihr Vater hatte, statt seiner Frau zu widersprechen, lieber die Muster auf der Tischdecke betrachtet, gerade so, als wären sie das Faszinierendste, das er in seinem Leben gesehen hätte. Alle hatten sich gegen sie verschworen. Elli fühlte sich deshalb immer noch gekränkt.

Zum Glück hatte sie kurz nach der Enttäuschung die Stelle als Hauptkommissarin in Köln mit einem Kollegen aus Ludwigshafen tauschen können. Ohne zu zögern war sie, lediglich mit einem Koffer und einem Rucksack bestückt, nach Schifferstadt gezogen.

Elli trank ihren Tee und sah aus dem Fenster den dunklen Wolken nach. Blätter tanzten an ihrem Fenster vorbei. Elli wurde bei diesem Anblick das Herz schwer. Sie trauerte um ihr altes Leben, in dem das Wort Schmerz einfach nur ein Wort gewesen war. Die fallenden Blätter hatten etwas von Abschiednehmen. Natürlich waren die Trennung und der Betrug von Michael schlimm gewesen, die körperliche und seelische Erfahrung in dieser Hütte im Wald standen hingegen auf einem ganz anderen Blatt.

Schmerz und Todesangst. So hießen ihre neuen Begleiter, mit ihnen musste sie seitdem leben, Tag für Tag. Aber das Verrückte war, dass diese Erlebnisse auch eine neue Chance boten. Sie konnte noch einmal von vorne beginnen. Doch wie sollte sie jemals wieder in die Normalität zurückfinden? Diese furchtbar realistischen

Flashbacks, die sie mit brachialer Gewalt immer wieder zu überrollen schienen ...

Der Psychologe in der Klinik hatte ihr schon prophezeit, dass die Geschichte längst nicht ausgestanden sei und ihr eine Reaktion auf das Trauma sehr wahrscheinlich noch bevorstünde. Zu der Zeit hatte sie noch keine Vorstellung davon gehabt, was sie erwarten würde. Nun wusste sie es.

Sie stand auf und ging zu dem kleinen Tisch neben der Tür, auf dem das Telefon stand und eine ganze Handvoll Zettel lagen, die nicht alle von ihr waren. Irgendwo zwischen Pizzadienst-Flyern musste die Nummer dieser Psychotante doch sein, die ihr in der Klinik genannt worden war. Sie hatte bei ihrer Ankunft einige Zettel aus ihrem Geldbeutel achtlos auf den Tisch geworfen. Sie wühlte in dem Stapel, bis ihr ein kleiner, neongrüner Zettel auffiel, der zwischen Tisch und Wand klemmte. Rita Mendel. Diplom-Psychologin, spezialisiert auf Traumapatienten.

Sie schnappte sich den Stadtplan und machte den Standort der Psychologin aus. Die Praxis war fußläufig zu erreichen. Gut. Sie wählte die Nummer und sprach ihr Anliegen hastig auf die Mailbox, bevor sie es sich anders überlegen konnte.

Selbstverständlich brauchte sie in Wahrheit keine Therapie. Sie brauchte jemanden, der ihr den Weg zu ihrer geliebten Arbeit wieder freigab. Das hatte ihr der Boss, Walter Steiner, unmissverständlich bei seinem letzten Krankenhausbesuch zu verstehen gegeben. Ohne eine offizielle Bescheinigung über ihre Dienstauglichkeit unter Berücksichtigung ihrer Belastbarkeit gäbe es vorerst kein Zurück für sie, höchstens einen Schreibtischjob.

Sie schlurfte zu ihrem – das wusste sie jetzt schon – neuen Lieblingsplatz, dem Sessel am Fenster, und ließ sich mit einem Seufzer hineinplumpsen. Essen? Selbst dafür fehlte ihr die Kraft. Das Leben war anstrengend. Und so schief sie an Ort und Stelle erschöpft ein, mit dem tröstlichen Gedanken, vielleicht bald wieder arbeiten zu können.